



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Esslingen, 1959

Zehntes Kapitel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83877](#)

ZEHNTES KAPITEL

Die Entstehung des preußischen Staates. — Die Eroberung Schlesiens. — Der Dualismus im Reich. — Das Verdienst Friedrichs des Großen. — Der Militärstaat Preußen. — Das russische Übergewicht. — Preußen nach Friedrich dem Großen. — Kaiser Joseph II. — Die Konvention von Reichenbach. — Der Krieg gegen Frankreich. — Der Friede von Basel. — Die Auflösung des Reiches. — Preußens Untergang.

Unter den deutschen Landesstaaten, die durch den Zufall des Erbrechts und der Eroberung zusammengekommen waren, ist Brandenburg-Preußen vielleicht die unnatürlichste Bildung. Es ist entstanden dadurch, daß der Kurfürst von Brandenburg 1618 die ausgestorbene Nebenlinie seines Hauses beerbte, die seit 1525 als Herzöge von Preußen die Reste des alten Ordensstaates unter polnischer Oberhoheit regierte. Dazu kam 1637 die Erbschaft von Pommern, von der freilich zunächst nur der weniger wertvolle Teil, Hinterpommern, in Besitz genommen werden konnte, weil Schweden sich im Westfälischen Frieden Vorpommern vorbehielt. Ein anderer Erbfall hatte 1614 den Besitz eines Territoriums am Niederrhein, Cleve, Mark und Ravensberg, gebracht.

Diesen *membra disjecta* hauchte ein bedeutender Regent, Kurfürst Friedrich Wilhelm, in den kritischen Zeiten nach 1648 eine Seele ein. Strenge, sorgsame Verwaltung — hochgesteckte Ziele, kühnes Wagnis, Wachsen oder Untergehen schien die Lösung dieses neuen Staates, die schon durch seine sonderbare geographische Zusammensetzung vorgeschrieben war. Friedrich Wilhelm hat bei unermüdlichem Streben nach außen wenig erreicht. Vorpommern zu gewinnen, mißglückte ihm trotz aller militärischen Erfolge, weil das Unternehmen auf einem politischen Rechenfehler beruhte. Ludwig XIV. duldet keine Schwächung seines schwedischen Bundesgenossen. Die pommersche Hafenküste hätte im Elsaß oder den

Niederlanden erobert werden müssen, nicht an Ort und Stelle und in Ostpreußen und Kurland, bis wohin das siegreiche brandenburgische Heer auf der Verfolgung gelangt war. Nur ein Erfolg war dem ehrgeizigen Brandenburger beschieden: die Abschüttelung der polnischen Lehnshoheit über Preußen, die er im ersten Nordischen Krieg 1655–60 durch glückliche Waffentaten und skrupellose Politik erreichte. Und noch eins hat er ungesucht gewonnen: den Ruhm. Der »Große Kurfürst«, wie ihn schon die Zeitgenossen nannten, war der erste Held der deutschen Nation nach Menschenaltern, in denen die Mittelmäßigkeit der führenden Persönlichkeiten nur hie und da durch Abenteuerlichkeit unterbrochen wurde. Auf Brandenburg-Preußen richteten sich jetzt unwillkürlich die Blicke. Es war der stärkste norddeutsche Staat, der bestregierte, der unternehmendste, und es war — trotz Kursachsen — der Führerstaat der deutschen Protestanten.

Zur ererbten Macht fügte Friedrich III. den äußeren Glanz, die Königskrone von Preußen. Im übrigen bedeutet seine Regierung einen Rückgang. Die Ostseefragen wurden ohne Teilnahme Preußens aufgerollt, die Gelegenheit, hier die Führung zu ergreifen, wurde versäumt. Als Friedrich Wilhelm I. zur Regierung kam (1713), war es zu spät für eine Politik großen Stils. Man mußte zufrieden sein, den größten Teil Vorpommerns mit Stettin aus dem Zusammenbruch Schwedens für sich in Sicherheit zu bringen.

Wir brauchen kein Wort zu verlieren über die persönliche Leistung, die Preußen diesem König verdankt. Sie ist allbekannt: die Schöpfung eines ungewöhnlich großen und ungewöhnlich guten stehenden Heeres, gegründet auf eine Verwaltung von musterhafter Strenge, Sparsamkeit und Sachkunde. In vielen Stücken nur ein Kind seiner Zeit, ein Mensch von mittelmäßigen Fähigkeiten und vielen abstoßenden Eigenschaften, im ganzen eine unsympathische Erscheinung, hat Friedrich Wilhelm doch eine Seite, die ihn von seinen Zeitgenossen unterscheidet, ihn über sie erhebt und Achtung, ja Bewunderung einflößt: ein unerbittliches Pflichtgefühl. Er hält

sich nicht für den Herrn seines Staates, sondern für dessen Diener. In allem, was er tut, fühlt er sich verantwortlich vor einer höheren Instanz. Er ist in seinen eigenen Augen nur der Angestellte des Königs von Preußen. Das geistreiche Wort seines Sohnes, daß der König der erste Bediente des Staates sei, hat der Vater schon lange vorher mit der Tat wahr gemacht.

In dem allen lag nichts, was geeignet gewesen wäre, der deutschen Geschichte eine neue Wendung zu geben. Die Wendung ist nicht hervorgegangen aus einer sogenannten natürlichen Entwicklung, die sich nicht datieren ließe, sie ist das Werk eines Mannes, der höchst persönliche Entschluß eines Genius. Als König Friedrich II., eben zur Regierung gelangt, die von seinem Vater hinterlassenen Regimenter und Millionen benutzte, um eine Eroberung zu machen, da schlug der Lauf der preußischen und der deutschen Geschick ein.

Im Oktober 1740 war Kaiser Karl VI. gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Mit vieler Mühe hatte er erreicht, daß seiner Tochter Maria Theresia durch Verträge mit allen europäischen Mächten die alleinige Erbfolge in allen Teilen seines Reiches zugesichert war. Aber Friedrich II. von Preußen, der ein halbes Jahr vorher, noch nicht dreißigjährig, den Thron bestiegen hatte, warf den Vertrag beiseite, indem er sich Schlesiens bemächtigte und seine Anerkennung der Erbfolge Maria Theresias davon abhängig machte, daß ihm diese Provinz abgetreten werde.

Das war das Zeichen zum europäischen Kriege. Frankreich benutzte die Gelegenheit, um die Hand nach Belgien auszustrecken. Zum ersten Male gelang es, Österreich die Kaiserkrone zu entreißen. Unter preußischer Führung und mit französischer Rückendeckung wählten die Kurfürsten nicht Franz von Lothringen-Toskana, den Gemahl Maria Theresias, sondern Karl VII. von Bayern. Wäre nicht der englische Beistand gewesen, das letzte Stündlein der österreichischen Großmacht hätte geschlagen.

Wir verweilen nicht bei den kriegerischen und diplomatischen Ver-

wicklungen der folgenden Jahre, so interessant und lehrreich sie sind. Uns kommt es nur auf das Neue an, das durch diese Ereignisse geschaffen wurde. Es ist die Tatsache der brandenburgisch-preußischen Macht, die zu einer Höhe emporgestiegen ist, daß sie im Reich der österreichischen Kaisermacht ebenbürtig, ja überlegen gegenübersteht. Als der Friede von Aachen 1748 den österreichischen Erbfolgekrieg beendete, da hatte Österreich zwar die Kaiserkrone behauptet, aber seine frühere Stellung verloren. Es mußte entweder sich darein finden, daß Preußen neben ihm — oder auch über ihm — stand, oder es mußte versuchen, das Geschehene rückgängig zu machen. Maria Theresia entschied sich für das Zweite. Aber der Siebenjährige Krieg, der darum 1756–63 geführt wurde, bewies nur, daß Preußen auch einer Koalition von drei Großmächten gewachsen war. Es hatte damit die Probe abgelegt, daß es selbst eine Großmacht war. Der Friede von Hubertusburg 1763 stellte fest, daß es im deutschen Reich nicht mehr nur eine, sondern zwei Großmächte gab.

Dies hatte die Eroberung Schlesiens bewirkt. Die große, reiche und blühende Provinz war das Schiebegewicht, dessen Übergang von Österreich zu Preußen die gesamte Kräfteverteilung im deutschen Reich geändert hatte. Nun mochte Österreich auch weiterhin allein die Kaiserkrone tragen, es gab doch neben ihm einen ständigen Gegenkaiser im König von Preußen. Der Dualismus im deutschen Reich war ins Leben getreten, es hatte zwei Häupter.

Mit der neuen Nebenbuhlerschaft von Österreich und Preußen verbinden sich alte, historische Gegensätze. Preußen verkörpert den Norden, Österreich den Süden; Preußen ist das Haupt des protestantischen Deutschland, Österreich ist die katholische Vormacht. Zu der alten Gefahr der Aufteilung von außen trat die neue der Sprengung von innen her.

Der Zustand, der 1740 geschaffen, 1763 bestätigt war, barg zunächst verschiedene Möglichkeiten in sich. Entweder die beiden Großmächte konnten sich vertragen und zu gemeinsamer Beherrschung

Deutschlands vereinigen. Das war sehr unwahrscheinlich, weil sehr schwer durchzuführen, da in einem solchen Verhältnis zu zweien immer einer der Geführte, der andere der Führer sein wird und keine Großmacht sich auf die Länge in die Rolle des Geführten finden mag. Oder die beiden konnten sich auf der Grundlage einer Teilung Deutschlands in zwei Interessensphären aussöhnen. Auch das bedeutete für den Kaiser immerhin einen Verzicht. Es war nicht anzunehmen, daß er sich freiwillig dazu entschließen werde. So blieb schließlich die letzte Möglichkeit: daß der eine der beiden Rivalen den anderen überwand und seine Macht entweder ganz zerstörte oder ihn aus dem Reich hinausdrängte. Das eröffnete wiederum weitere Aussichten. Der Sieger konnte sich zum Herrn in einem Teile Deutschlands machen, den er zu beherrschen vermochte; das war die Teilung der Nation. Oder er erwies sich als stark genug, das Ganze sich unterzuordnen — dann war die Einheit Deutschlands geschaffen.

Die Geschichte hat alle diese Möglichkeiten durchlaufen, gleichsam experimentierend, bis schließlich die zuletzt genannte zur Wirklichkeit wurde. Das hat lange gedauert — die Mühlen der Weltgeschichte mahlen langsam —, aber zuletzt ist es doch so gekommen, wie es kommen mußte.

Welcher der beiden Nebenbuhler den Sieg davontragen sollte, stand eigentlich von allem Anfang her in den Sternen. Man vergleiche sie nur unbefangen, wie sie schon damals waren und seitdem immer geblieben sind! Österreich ein buntes Mosaik, ein europäisches Staatenkonglomerat ohne Festigkeit und inneren Zusammenhang, zum einen Teil aus hochentwickelten Provinzen wie den deutschen und oberitalienischen, zum anderen aus zurückgebliebenen zusammengefügt; auf allen Seiten mit internationalen Reibungsflächen versehen, in Belgien und Italien in stetem Gegensatz gegen Frankreich, an der unteren Donau gegen Rußland und die Türkei, und darum stets zu kosmopolitischer Großmachtspolitik ohne nationale Gesichtspunkte genötigt, ohne daß doch die Kräfte dazu ausgereicht

hätten. Um zu wissen, wie es mit diesem Staate bestellt sei, brauchte man nicht erst die Probe anzusehen, die Joseph II. machte, als er sich abmühte, sein Reich in möglichster Eile auf die erforderliche Stufe der Einheit und Festigkeit zu heben, während er es zugleich unternahm, große auswärtige Aufgaben zu lösen. Das vollständige Fiasko, das er dabei erlitt, ließ sich voraussehen.

Dagegen Preußen: straff zusammengefaßt, auf allen Gebieten vorwärts strebend, in seiner Bevölkerung deutsch, an seinen Grenzen mit den eigenen Interessen zugleich die deutschen vertretend, am Niederrhein gegen Frankreich, im Osten gegen Polen und Rußland — wenn das Spiel richtig gespielt wurde, mußte Preußen gewinnen. Alles das ist nur die logische Folge des Entschlusses Friedrichs des Großen, eines Entschlusses, den er selbst als die Frucht jugendlichen Ehrgeizes und Tatendrangs bezeichnet hat. Er ergab sich weder aus der Notwendigkeit natürlicher Entwicklung, noch entsprach er der Überlieferung. Daß Friedrich gerade nach Schlesien griff, war keine Notwendigkeit. Begehrenswert war das Land schon, und man hatte denn auch früher gelegentlich an seinen Erwerb gedacht. Aber Ab rundung hatte Preußen überall nötig, bestand es doch im Jahre 1740 nur aus mehreren zerstreuten Gebietslappen; und andere Objekte hätten eigentlich näher gelegen. So etwa Westpreußen, das dem Staat erst den geographischen Zusammenhang nach Osten gegeben, oder Hannover, das die Verbindung mit Cleve wenigstens erleichtert, oder gar Kursachsen, das sich am bequemsten dem bisherigen Gebietszustand angefügt haben würde. Verglichen damit liegt die neue Erwerbung Schlesien recht exzentrisch. Einzig die günstige Gelegenheit, der Tod des Kaisers und die damit eröffnete Frage der österreichischen Erbfolge, ließ Friedrich sich nach Schlesien wenden. Man stelle sich vor, dieser Todesfall wäre ein Jahr früher eingetreten oder Friedrich ein Jahr später zur Regierung gekommen — die deutsche Geschichte hätte bis heute ein anderes Aussehen.

Ein Erobererstaat war Preußen bis dahin auch nicht gewesen. Von seinen Eroberungen war das wenigste — nur Vorpommern — mit den

Waffen, alles übrige durch Erbschaft gewonnen. Vollends die Wendung gegen das Kaiserhaus widersprach allen Überlieferungen. Mit kurzen Ausnahmen, wie etwa zeitweilig unter dem Großen Kurfürsten, hatte Brandenburg-Preußen bis dahin zur Partei des Kaisers gehört. Man hatte sich oft gestritten, in Berlin mitunter weidlich geschimpft, war aber immer wieder zu treuer Ergebenheit gegen Kaiserliche Majestät zurückgekehrt. Der Angriff, den Friedrich gegen das alte Kaiserhaus führte, war ohne alles Beispiel, darum kam er den Österreichern auch so völlig überraschend. Daß Friedrich es wagte, die Überlieferung über Bord zu werfen, und daß er die übermenschliche Kraft besaß, das in raschem Handstreich Gewonnene zu behaupten, war eine ganz persönliche Tat, die besser als alle philosophischen Erörterungen die Irrlehre von der gesetzmäßigen Notwendigkeit im Verlauf der Menschengeschichte widerlegt. Es war die Tat eines Genius, der außerhalb der Gesetze normaler Entwicklung steht, weil er anders ist, mehr kann und mehr will als der normale Durchschnitt und mit seinem Willen selbst der Entwicklung das Gesetz diktirt. Die Tat eines Genius hat auch der deutschen Geschichte die Richtung gegeben, in der sie sich die nächsten Jahrhunderte bewegte.

Der preußische Staat hat etwas Neues in die deutsche Geschichte nicht nur durch die völlige Verschiebung der Machtverhältnisse gebracht, die sich aus seiner Vergrößerung ergab, er ist selbst etwas Neues nach seiner Wesensart. Er ist ein Militärstaat.

Alle deutschen Staaten unterhielten damals stehende Heere, das preußische war nur größer und besser als die anderen. Das macht noch keinen wesentlichen Unterschied. Eine bedeutsame Eigentümlichkeit Preußens lag darin, daß sein Heer aus den eigenen Mitteln des Staates erhalten wurde. Die anderen ließen sich die Kosten ganz oder teilweise bezahlen von einer auswärtigen Macht, sei es Frankreich, sei es Spanien, sei es den Niederlanden oder dem Kaiser. Ohne Subsidien konnten sie nicht leben. Auch der Große Kurfürst und der erste König von Preußen hatten Subsidien genommen, je mehr desto

lieber. Bei Friedrich Wilhelm I. sträubte sich das Selbstgefühl gegen diese Rolle, er wollte nicht Kostgänger eines anderen und dadurch abhängig von anderen werden. Aber auf seine Soldaten wollte er noch weniger verzichten. Wie das auf die Finanzen und auf die ganze Staatsverwaltung zurückwirkte, ist ja bekannt. Aus den Kräften des Landes wurde das Äußerste herausgeholt, aber es wurde auch alles getan, um sie zu steigern. Der harte Fiskalismus des Staates erhielt sein Gegengewicht in einer landesväterlichen Fürsorge, wie man sie anderswo nicht kannte.

Die notgedrungene Sparsamkeit führte mit der Zeit auch zu einem neuen Verfahren in der Aufstellung der Armee. Um die hohen Kosten der Anwerbung im Ausland zu verringern, ging Friedrich Wilhelm dazu über, einen beträchtlichen Teil seiner Truppen dem eigenen Lande zu entnehmen. Geworben wurde zunächst auch hier, aber man wies den Werbeoffizieren bestimmte Bezirke an, in denen sie ihre Leute holen durften, und daraus entstand mit der Zeit eine förmliche Rekrutierung unter der ländlichen Bevölkerung. So konnte Friedrich der Große seine langdauernden Kriege zum größeren Teil mit den eigenen Landeskindern führen, die sich neben allem anderen auch als zuverlässiger erwiesen — sie liefen nicht davon wie die angeworbenen Fremdlinge. Das stand in jener Zeit einzig da. Die Grundlagen der späteren allgemeinen Wehrpflicht waren damit gelegt.

Die Folge war, daß in Preußen die Bevölkerung ganz anders mit dem Staat verwuchs als irgendwo sonst. Im Siebenjährigen Krieg zeigte sich das. Die heldenhafte, unerschütterliche Verteidigung, durch die der König die ganze Welt in Staunen und Bewunderung versetzte, war doch nur möglich, weil sein Volk geschlossen hinter ihm stand, so fest hinter ihm stand, daß in der westfälischen Grafschaft Ravensberg den desertierten Soldaten Beichte und Abendmahl und das Betreten des väterlichen Hauses versagt wurden. So groß auch die Not wurde, nirgends hat sich Verrat oder Abfall geregelt, willig und opferfreudig haben die Untertanen ihr Letztes her-

gegeben für ihren König und — zum ersten Male darf man hier das Wort aussprechen — für ihr Vaterland. Ja, es gab jetzt endlich wieder einen deutschen Staat, der in den Augen seiner Bürger den Namen des Vaterlandes verdiente. Nur im Preußen des großen Königs durfte der Dichter Hippel sagen: »Preuße sein, heißt Patriot sein.« So ist diesem Staat von Anfang an der Stempel aufgedrückt, der sein Wesen von den anderen unterscheidet und seinem Dasein Grundlage und Richtung gibt. Man hat dafür in neuester Zeit den Namen Militarismus aufgebracht und den »preußischen Militarismus« als ein Verbrechen an der Nation, ja an der ganzen Menschheit zum Tode verurteilt. Wer sich durch laute Schlägworte nicht betäuben läßt, weiß, daß man das Wesen des preußischen Staates noch lange nicht erschöpft, wenn man mit Fingern auf den Vorzug und die vorherrschende Stellung weist, die der Soldat in ihm einnahm. Der wirkliche preußische Militarismus bestand darin, daß jeder Einzelne, ob hoch oder gering, reich oder arm, mit Leib und Seele, mit Hab und Gut dem Staate angehörte, ihm diente, mit ihm lebte und für ihn starb. Das war nur in Preußen möglich, wo der König selbst das Beispiel gab, wo zwei Herrscher nacheinander sich förmlich und buchstäblich aufrieben, um ihren Staat groß zu machen — Friedrich Wilhelm I. ist infolge von Überanstrengung jung gestorben und Friedrich der Große früh ein Greis geworden —; wo der größte König sich für den ersten Bedienten des Staates erklärte und sein Vater bedenkliche Vorschläge mit der Frage abzuweisen pflegte: »Was würde der König von Preußen dazu sagen?« Im Altertum hatte man solche Staaten wohl gekannt; in neuerer Zeit und auf deutschem Boden war Preußen das erste Beispiel dieses antiken, spartanisch-römischen Wesens, ein Beispiel, das zu seiner Zerstörung herausforderte oder zur Nachahmung zwang.

Im übrigen kann man nicht sagen, daß das Emporkommen der preußischen Großmacht auf die Lage Deutschlands in Europa sogleich überall günstig gewirkt hätte. Zum Teil ist sogar das Gegen teil der Fall gewesen. Die stete Rivalität und mehr oder weniger

DAS RUSSISCHE ÜBERGEWICHT

offene Gegnerschaft, die zwischen den beiden Häuptern des Reiches jetzt bestand, steigerte zunächst den Einfluß auswärtiger Mächte in deutschen Angelegenheiten. Mehr noch als früher übertrug sich jetzt der Gegensatz der europäischen Mächtigruppen, spaltend und kriegerzeugend, auf das Reich. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges war bekanntlich die Folge davon, daß Friedrich der Große zu Neujahr 1756 die französische Allianz mit der englischen vertauschte, während England schon mit Frankreich in Nordamerika im Kriege lag. Umgekehrt ist Österreich damals, um sich die französische und die russische Unterstützung zu sichern, bereit gewesen, Belgien an Frankreich und Ostpreußen an Rußland auszuliefern, und es war nicht seine Schuld, daß der Plan nicht ausgeführt wurde, der in seinen weiteren Konsequenzen den Verlust des linken Rheinufers mindestens sehr wahrscheinlich gemacht haben würde.

Daß überhaupt die Gefahren von Westen in dieser Zeit zurücktreten, liegt nur an der Abwendung Frankreichs von den kontinentalen Interessen und an seiner zunehmenden inneren Schwäche. Während dieses Land sich langsam der Revolution entgegenbewegt und deshalb schon das Schwergewicht sich erleichtert, das auf der Westfront Deutschlands lastet, wächst der Druck, den Rußland im Osten ausübt, mit jedem Jahrzehnt. Der Dualismus der deutschen Großmächte mußte die östliche Großmacht, wenn ihre Politik nur einigermaßen die Gelegenheiten wahrzunehmen wußte, zum Schiedsrichter in deutschen Angelegenheiten machen. Schon im Siebenjährigen Krieg war dieses russische Übergewicht sehr deutlich hervorgetreten. Ohne die Teilnahme der russischen Armeen hätte dieser Krieg, wenn er je ausbrach, spätestens in zwei Jahren mit einem ausgesprochenen Sieg Preußens geendet, das sich dann wohl um Kursachsen oder wenigstens um die sächsische Lausitz vergrößert haben würde. Daß Rußland 1762 vom Kriege zurücktrat, ohne einen Gewinn für sich zu fordern — Ostpreußen besaß es seit 1758, und der König hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, diese Provinz zu opfern —,

hat schließlich den Ausschlag gegeben und vielleicht dem preußischen Staat das Leben gerettet.

Katharina II., die deutsche Prinzessin auf dem Thron Peters des Großen, war ganz die Herrscherin, diese Gunst der Umstände auszunützen. An sich wäre es eine natürliche Forderung gewesen, daß die deutschen Mächte sich zusammentaten, um dem russischen Vordringen Halt zu gebieten. Denn es richtete sich nicht nur gegen die untere Donau, den Balkan und Konstantinopel, wo es Österreich den Weg seiner natürlichen Ausdehnung mit der Zeit vertreten mußte, sondern ebenso gegen Polen, wo es der preußischen Grenze bedenklich nahe kam, den Flüßlauf der Weichsel zu sperren, Ostpreußen dauernd abzuschneiden und schließlich wohl ebenfalls aufzusaugen drohte. Wäre die Einverleibung Polens in Rußland damals Tatsache geworden, wo Westpreußen ja noch polnische Provinz war, Danzig wäre für Deutschland wohl für immer verloren geblieben und Königsberg wahrscheinlich verloren gegangen.

Die gleiche Bedrohung durch Rußland hätte eigentlich Preußen und Österreich zusammenführen sollen. Aber ihre Vereinigung war unmöglich, weil man in Wien die preußische Rivalität nicht ertragen wollte oder konnte. So entstand ein Wettkampf beider Mächte um die russische Gunst. Zuerst war Friedrich erfolgreich. Aber nur seiner Meisterschaft war es möglich, unter diesen Verhältnissen einen stattlichen Gewinn davonzutragen. Dem russischen Streben nach Aufsaugung Polens kam er durch den Gedanken einer Teilung polnischen Gebiets unter die drei Nachbarstaaten entgegen, und so glückte es ihm, 1772 Westpreußen für sich zu erwerben. Wenn auch die Perle von Preußen, Danzig, noch fehlte — hier hatte Friedrich es auch mit dem Widerstand Englands zu tun, das um seines polnischen Handels willen es nicht gerne sah, wenn der Hafen Polens preußisch wurde — so war doch ein schwerer Verlust aus früheren schlimmen Tagen damit zum größten Teil wieder wettgemacht und einer natürlichen Forderung Genüge getan. Denn noch immer war Westpreußen ein im wesentlichen deutsches Land, die dreihundert-

jährige polnische Herrschaft hatte daran nichts geändert, und die Arbeit des preußischen Staates sorgte dafür, daß es bald wieder ganz deutsch und daß es aus einem dürftigen und verkommenen ein reiches und blühendes Land wurde. Indem der preußische Staat seinem eigenen Bedürfnis diente und sich den lang vermißten territorialen Zusammenhang verschaffte, diente er zugleich einem der obersten Zwecke der deutschen Nation: er sammelte verlorenes Gebiet wieder ein. Preußisches und deutsches Interesse fielen zusammen.

Ein zweites Mal ist solch ein glücklicher Griff auch dem Genie Friedrichs nicht gelungen. Schon sieben Jahre später zeigte sich die Fessel, die der russische Einfluß der preußischen Politik anlegte, selbst wenn Preußen und Rußland verbündet waren.

Österreich, unter der Führung des jungen Kaisers Joseph, suchte das preußische Beispiel nachzuahmen, es wollte auch wachsen auf Kosten der Nachbarn und sich Stücke von Bayern aneignen. Diesem Versuch, das Gleichgewicht zu verschieben, trat Friedrich entgegen. Im Bayrischen Erbfolgekrieg 1778/79 zog der alte König noch einmal das Schwert. Der »Kartoffelkrieg« ist mit Grund berüchtigt durch seine Ergebnislosigkeit. Seine schlaffe und unordentliche Führung auf preußischer Seite ist nicht zu bestreiten, aber unfruchtbar hätte er in jedem Fall bleiben müssen, weil Rußland jeden größeren Erfolg verhindert haben würde. Der Friede von Teschen 1779, der ihn abschloß und Österreich mit einem minimalen Landerwerb aus der bayrischen Erbschaft, Preußen ohne jeden Gewinn aus dem mattenden Kampf hervorgehen ließ, dieser Friede war eigentlich das Werk Katharinas. Sie hatte ihn »vermittelt«, das heißt ihn vorgeschrieben, darum entsprach er auch völlig dem russischen Interesse: das Gleichgewicht zwischen den beiden deutschen Großmächten zu erhalten, wie es war, den Dualismus in Deutschland nicht aufhören zu lassen, der Rußland zum Schiedsrichter in deutschen Angelegenheiten machte und beide Staaten, Preußen wie Österreich, nötigte, beständig die russische Bundesgenossenschaft zu suchen und zu erkaufen.

Die preußische Großmacht war die ganz persönliche Schöpfung Friedrichs des Großen. Darin lag unstreitig ein Moment der Schwäche. Die Schöpfung eines Genius ist für seine Erben stets eine Last. Was durchschnittliche Kräfte geschaffen haben, kann auch von Durchschnittsmenschen leichter erhalten werden, das Werk des Genius, gerade weil es nicht mit Notwendigkeit aus der Natur der Dinge hervorgewachsen ist, erfordert zu seiner Erhaltung zunächst immer noch größere Fähigkeiten und Anstrengungen, bis es selbst zur Natur geworden ist. Das haben wir erlebt. Auch das Werk Bismarcks ist dadurch in Gefahr geraten, zugrunde zu gehen, daß die Epigonen die Kräfte nicht besaßen, die zur Erhaltung und zum Ausbau des Neugeschaffenen nötig waren.

Die Epigonen Friedrichs des Großen waren ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Unfähige Herrscher finden schwer die fähigen Minister, am schwersten, wenn sie die Überzeugung haben, daß sie selbst es am besten verstehen und jedenfalls es selbst machen müssen. Friedrich Wilhelm II., ein geistreicher, aber launischer, genussüchtiger und liederlicher Despot, ohne Gefühl für Pflicht und Verantwortung, suchte auch in der Politik vorwiegend Befriedigung seiner fürstlichen Eitelkeit. Sein Sohn Friedrich Wilhelm III. war das Gegenteil davon, seiner Pflichten wohl bewußt, aber auch und noch mehr seiner Unzulänglichkeit. Im Gefühl der ungeheuren Verantwortung und der eigenen Schwäche wich er den Entscheidungen aus, wo er sie hätte suchen sollen, versäumte alle Gelegenheiten und brachte sich schließlich in die Zwangslage, die er gerade hatte vermeiden wollen. So kam es, daß zwanzig Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen der preußische Staat zusammenbrach, nicht unter der Wucht eines unentrinnbaren Schicksals, auch nicht durch seine inneren Mängel und Fehler — sie waren vorhanden, gewiß, aber sie brauchten den Untergang noch lange nicht herbeizuführen —, sondern im vollsten Sinne des Wortes durch die Schuld seiner Führer, der Herrscher wie der Staatsmänner, durch ihre Unfähigkeit, ihre Schwäche, ihre Nachlässigkeit.

DIE KONVENTION VON REICHENBACH

In Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen«, die doch im allgemeinen kein Buch über preußisch-deutsche Geschichte sein wollen, findet sich ein Abschnitt (im zwölften Kapitel des ersten Teils) über die preußische Politik im Jahre 1790 und die Konvention von Reichenbach. Mancher Leser wird sich gewundert haben, daß der große Staatsmann es der Mühe wert gefunden hat, bei einem einzelnen Ereignis aus längstvergangenen Tagen so eingehend zu verweilen. Vielleicht hat einer oder der andere diese Abschweifung sogar als Zeichen einer gewissen Planlosigkeit bei der Abfassung des Buches angesehen. Das wäre nun freilich beides unrichtig. Die Begebenheiten von 1790 sind von großer Tragweite und nachhaltiger Wirkung, sie haben den Lauf der Dinge für sehr lange Zeit bestimmt, und ihre Wirkung ist erst nach mehr als zwei Menschenaltern durch Bismarck selbst aufgehoben worden. Bedeutungsvoll sind sie freilich nicht durch das, was da geschah und geleistet wurde, sondern durch das, was unterlassen und versäumt ward. Eine Gelegenheit würde versäumt, wie sie so günstig nicht wiederkehren sollte, eine Gelegenheit, das Werk Friedrichs des Großen fortzusetzen und zu vollenden. Statt dessen wurde es fallen gelassen. Das Jahr 1790 macht deshalb Epoche in der deutschen Geschichte, weil damals die Politik Friedrichs, die natürliche und allein heilsame Politik des preußischen Staates, aufgegeben wurde.

Nur mit großer Mühe war es dem alten König in seinen letzten Jahren gelungen, die Stellung zu behaupten, die er sich und seinem Staat errungen hatte. Das russische Bündnis hatte an Wert mehr und mehr verloren, Joseph II. hatte Preußen (1781) den Rang abgelaufen und unternahm es nun, gestützt auf diesen mächtigen Rückhalt, seinen eigenen Einfluß und seine Macht in Deutschland zu vermehren. Österreich sollte durch Bayern vergrößert, der Kurfürst von Bayern nach Belgien versetzt werden. Auf die geistlichen Fürstensitze brachte der Kaiser seine Brüder, steigerte dadurch seinen Einfluß im Reich und scheute sich nicht, wieder als echter Kaiser den kleineren Ständen gegenüber aufzutreten. Friedrich der Große

suchte dieses Bestreben zu durchkreuzen, indem er die mittleren und kleineren Fürsten (1785) um sich vereinigte im Fürstenbund zur Verteidigung der Reichsverfassung. Er erreichte für den Augenblick seinen Zweck, Joseph ließ das bayrische Projekt fallen. Schon im nächsten Jahre schloß Friedrich die Augen.

Befreit von dem Druck, den seine Persönlichkeit ausgeübt hatte, stürzte Joseph sich in die größten Unternehmungen. Im Bunde mit Rußland schritt er zum Krieg gegen die Türkei. Sie sollte zerstört werden, und die Sieger wollten sich in die Beute teilen (1788). Aber die Waffenerfolge blieben aus, der Krieg wurde immer schwieriger, die österreichische Macht war in unabsehbaren Kämpfen festgelegt, ihre Kräfte erschöpften sich. Zugleich brach infolge der ungeschickten Reformen des Kaisers in Belgien 1789 der Aufstand aus, und Ungarn drohte, diesem Beispiel zu folgen. Als der Kaiser am 20. Februar 1790 starb, erschüttert von der Erkenntnis, »daß alle seine Entwürfe gescheitert« seien, saß Österreich fest in der Klemme. Auch sein Partner Rußland war durch den Krieg im Süden gefesselt, gleichzeitig durch einen erfolgreichen Angriff von Schweden im Norden ernstlich bedroht. In Polen regte sich zum letzten Male der Geist nationaler Unabhängigkeit, Reformen in Verwaltung und Erziehung hatten die Anfänge eines neuen Geistes spüren lassen, der auf Umwandlung des verkommenen Staates hinstrebte. Man wollte sich vom russischen Protektorat befreien, die Königswahl abschaffen, die Krone erblich machen.

Eine glänzendere Gelegenheit für Preußen konnte es nicht geben. Es wäre damals möglich gewesen, Österreich aus Deutschland und Rußland aus Polen hinauszutreiben und an beiden Stellen die Führung selbst zu übernehmen. In den Kreisen der norddeutschen Fürsten war man nicht abgeneigt, sich dem König von Preußen dauernd anzuschließen und seine Führung anzuerkennen. Mit jugendlichem Feuer drängte Karl August von Weimar dazu, den Fürstenbund in einen Norddeutschen Bund mit preußischer Spitze zu verwandeln, der allein schon den Kaiser in Deutschland dauernd matt gesetzt

haben würde. In Polen ging man mit Begeisterung auf den Gedanken ein, bei Preußen Schutz gegen russischen Druck zu finden. Ob es damals nicht noch möglich war, dieses Volk politisch zu regenerieren, so daß es einen brauchbaren Puffer gegen die russische Masse bilden konnte, statt ihr als Sturmbock zu dienen? Ob nicht eine Verbindung Preußens mit Polen und Schweden stark genug gewesen wäre, Rußland von der Ostsee wieder zu vertreiben und den Druck auf die deutsche Ostfront aufzuheben? Wie dem auch sei, wenn auch die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, selbst wenn man die letzten Ziele der Zukunft überließ und nur an das Nächste und Sichere dachte — der Augenblick forderte zu großen Entschlüsse und raschem Handeln heraus. Es galt, das Werk Friedrichs des Großen zu vollenden, den habsburgischen Rivalen ein für alle Male aus dem Felde zu schlagen, die österreichische Großmacht zu zerstören. Der Aufstand in Belgien, die Bewegung in Ungarn boten dazu die beste Gelegenheit, ein rechtzeitig und mit gesammelter Kraft geführter kriegerischer Stoß hätte das Gebäude umgeworfen und das weitere sich fast von selbst ergeben. Wie Friedrich der Große gehandelt haben würde, ist nicht zweifelhaft, und wie Bismarck erfahren wäre, hat er selbst auseinandergesetzt.

Auch Friedrich Wilhelm II. war nicht unempfänglich für die Größe des Augenblicks, aber die Fähigkeit, ihn richtig zu benutzen, ging ihm ab, und in seiner Umgebung fand sich niemand, der ihn ergänzte. So wurde er dazu geführt, eine diplomatische Tragikomödie aufzuführen, wie sie trauriger und lächerlicher zugleich kaum ein zweites Mal vorgekommen ist. An der Spitze seines schon mobilisierten Heeres, im Begriff in Böhmen einzufallen, sah er sich schließlich doch genötigt, am 27. Juli 1790 die Konvention von Reichenbach zu schließen, die ihm nichts weiter einbrachte als den leeren Triumph, den Frieden zwischen Österreich und der Türkei »diktirt« und den Bestand der Türkei gerettet zu haben.

Damit war der politische Gedanke, dem Preußen sein Emporkommen verdankte, aufgegeben: die entschlossene Bekämpfung Öster-

reichs hörte auf. Und dabei ist es für lange Zeit geblieben. Die beiden Mächte arbeiten die nächste Zeit Schulter an Schulter. Aber das Verhältnis ist nicht natürlich. Der Dualismus ist nicht verschwunden, wenn man auch die Augen vor ihm schließen möchte. Er vergiftet auch die Bundesgenossenschaft. In der polnischen Frage stehen Österreich und Preußen einander mit dem größten Mißtrauen gegenüber. Als es 1793 und 1795 an die Aufteilung Polens geht, suchen sie einander zuvorzukommen, jeder mißgönnt dem anderen den Gewinn und macht damit Rußland zum Herrn des Geschäfts. Sie aßen alle drei vom polnischen Kuchen, aber die russische Portion war bei weitem die größte und schönste. Auch darin war die preußische Politik so unglücklich wie nur möglich. Anstatt Polen zu halten und zu stärken, suchte man möglichst viel an polnischem Land zu ergattern. Daß Danzig und Thorn 1793 erworben wurden, war nur zu billigen, es war ein wirklicher Gewinn. Aber daß man 1795 dazu noch alles Land bis zur Weichsel und Pilitza nahm, daß Warschau und Bialystok preußische Städte wurden, bedeutete viel eher eine Schwächung als eine Stärkung. Man sah nur den äußeren Zuwachs an Quadratmeilen, nicht die Schwierigkeiten, die dieser Zuwachs für die Staatsverwaltung brachte — Preußen wurde dadurch fast ein halb polnischer und halb katholischer Staat — nicht die Tatsache, daß Rußland ja viel mehr gewonnen hatte und dadurch um so viel gefährlicher geworden war. Man hatte in Berlin verlernt, politisch zu denken.

Und um dieses mehr als zweifelhaften Gewinnes willen hatte man im Westen die verhängnisvollsten Dinge getan und geschehen lassen.

Zur gleichen Zeit, da Preußen und Österreich in Reichenbach sich zusammenfanden und bald darauf zusammen und doch nicht einig auf die Länderjagd in Polen gingen, wurde die Frage wieder aufgerollt, die seit Ludwig XIV. gestellt war, die Frage der deutschen Westgrenze. Frankreich erhob seine alte Forderung, es verlangte den Rhein.

DER KRIEG GEGEN FRANKREICH

Die französische Revolution hat auf die inneren Zustände Deutschlands erst spät und allmählich eingewirkt. Zunächst hat man in Deutschland nicht viel mehr getan, als mit Begeisterung oder Abneigung den Ereignissen an der Seine zugesehen. Man dichtete und deklamierte von Freiheit und Tyrannentod, man pflanzte hie und da Freiheitsbäume, schwärzte für Gleichheit und Brüderlichkeit und erwartete ein neues Paradies von dem Siege der französischen Ideen. Getan hat man sehr wenig oder eigentlich nichts. Es sollten noch zwei volle Menschenalter vergehen, ehe man auch auf deut- schem Boden mit der Tat zur Nachahmung des französischen Mu- sters schritt. Darum kann man auch nicht sagen, daß mit 1789 für Deutschland etwas Neues beginne. Im Gegenteil — wenn man auf die Lage Deutschlands gegenüber Frankreich sieht, so erkennt man, daß die französische Revolution, weit entfernt davon, den Beziehungen der beiden Länder zueinander eine neue Wendung zu geben, vielmehr nur eine jahrhundertealte Entwicklung, die längere Zeit geruht hatte, wieder aufnimmt, aufs neue in Bewegung setzt und zum Abschluß bringt.

Ludwig XIV. hatte den Sturz des habsburgischen Kaisertums, die Verdrängung Österreichs aus Deutschland, die französische Herrschaft über die deutschen Staaten und den Besitz des linken Rheinufers erstrebt, aber nicht erreicht. An sein letztes Ziel, die Kaiserkrone Karls des Großen, hatte er kaum denken können. Ganz dieselben Forderungen waren es, die die Staatsmänner und Heerführer der Revolution aufstellten, und sie haben sie durchgesetzt. Die Ziele ihrer auswärtigen Politik sind die gleichen wie die der alten Monarchie, sie haben sie nur konsequenter und entschlossener verfolgt und darum auch vorübergehend erreicht. Das ist das Große an der französischen Revolution, weswegen sie sich behaupten und schließlich die Zukunft erobern konnte: sie knüpfte in allem, was die Nation und ihre Stellung in der Welt betraf, an die Überlieferungen der größten Zeiten der Vergangenheit an, Überlieferungen, die vergessen und verraten zu haben man der Monarchie in ihren letzten

Jahren vorwarf. Napoleon, der Erbe und Testamentsvollstrecker der Revolution, wie man ihn mit Recht genannt hat, hat einmal zu einem preußischen Unterhändler gesagt: »Ich werde die Rolle spielen, die Richelieu Frankreich zugewiesen hat.« So sehr, so völlig bewußt blieb man im revolutionären Frankreich den alten Überlieferungen treu.

Es bedarf keines Hinweises, daß sich dies in erster Linie gegen Deutschland kehrte.

Daß der Krieg, der 1792 seinen Anfang nahm, den Franzosen keineswegs aufgezwungen, sondern von den Führern der Revolution gewollt und herbeigeführt worden ist, gilt heute als ziemlich ausgemachte Sache. Sie brauchten den äußeren Feind, um die Nation bei ihrer Fahne festzuhalten und sich an ihrer Spitze zu behaupten. Sie haben auch gleich von Anfang an die Ziele aufgesteckt, durch die sie die Nation fortzureißen gedachten: Belgien und das linke Rheinufer. Als der erste Feldzug im Oktober 1792 mit dem vorläufigen Rückzug der Österreicher und Preußen geendet hatte, da proklamierte man in der Nationalversammlung zu Paris ganz offen die Eroberung alles Landes bis an den Rhein. Unter ungeheurem Beifall erklärte am 31. Januar 1793 Danton, damals der mächtigste Mann in Frankreich: »Umsonst, sage ich, will man die Besorgnis wecken, die Republik könnte zu groß werden. Ihre Grenzen sind durch die Natur abgesteckt. Wir werden sie ganz erreichen — am Rhein. Dort müssen die Marken unserer Republik enden, und keine Gewalt wird uns hindern können, sie zu erreichen.« Einige Tage später äußerte sich Carnot im gleichen Sinne: »Die alten und natürlichen Grenzen Frankreichs sind der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Die Teile, die davon losgerissen sind, sind es nur durch angemaßte Gewalt. Es wäre also nach den allgemein gültigen Grundsätzen kein Ehrgeiz, wenn wir die als unsere Brüder wiederzuerkennen suchten, die es einstmals waren, die Bande wieder zu knüpfen strebten, die gerade erst durch den Ehrgeiz zerrissen wurden.«

DER KRIEG GEGEN FRANKREICH

Um diesen Preis also ist von Anfang an in den Revolutionskriegen zwischen Deutschland und Frankreich gekämpft worden, von deutscher Seite vergeblich, weil der neue Dualismus die deutsche Tatkraft noch ärger lähmte, als es in früheren Zeiten die Verfassung des Reiches getan hatte. Die heimliche Zwietracht, die zwischen den beiden deutschen Großmächten fortbestand, auch wo sie sich zu gemeinsamem Vorgehen verbanden, hat das meiste dazu beigetragen, daß Frankreich seine alten Ziele nicht nur zeitweilig erreichen, sondern weit überschreiten und, als es schließlich doch besiegt wurde, ohne Verlust aus dem Kampf hervorgehen konnte.

Aus der Aussöhnung, die die Konvention von Reichenbach zwischen Österreich und Preußen angebahnt hatte, war ihre Allianz gegen das revolutionäre Frankreich hervorgegangen. Sie gedachten in Frankreich das Königspaar und die Monarchie in konstitutionellen Formen zu retten. An realen Interessen verteidigte Österreich dabei seinen Besitz in Belgien; welchen praktischen Zweck Preußen verfolgte, war unklar. Es kämpfte angeblich — für Deutschland. Aber es kämpfte mit halbem Herzen, voll Mißtrauen gegen den Bundesgenossen, der ihm diese Gesinnung mit Zinsen zurückzahlte, und immer mit einem Auge nach Osten schielend, in Sorge darum, daß Österreich sich insgeheim mit Rußland verständigen und Preußen um seinen Gewinn in Polen betrügen könnte. Die Feldzüge verliefen, wie sie unter solchen Umständen verlaufen mußten: Rückzüge und Vorstöße, Schlappen und Erfolge wechselten, ein entscheidender Erfolg blieb aus, weil das Zusammenwirken der Bundesgenossen und ihrer Armeen fehlte. Schon im Herbst 1793 wandte König Friedrich Wilhelm II. persönlich dem Kriegsschauplatz den Rücken. Als Vorkämpfer »für das deutsche Reich« war er ein Jahr zuvor ausgezogen. Jetzt erklärte er in einem Manifest, er wolle sich in Zukunft nur noch den preußischen Interessen widmen (21. September 1793). Er hätte der deutschen Nation besser gedient, wenn er diese Interessen klüger und entschlossener wahrgenommen hätte, als es Zeit dazu war. Jetzt wandte er sich nach Polen, um dort seine

Beute in Sicherheit zu bringen. Ein Jahr später zogen auch die letzten preußischen Truppen von Westen nach Polen und überließen den Österreichern allein die Verteidigung des Rheins, der denn auch verloren ging. Immer in der Furcht, in Polen übervorteilt zu werden, wenn man nicht mit allen verfügbaren Kräften dort aufzutreten vermöchte, zudem finanziell völlig erschöpft, schloß Preußen am 5. April 1795 mit Frankreich den Frieden von Basel. Es zog sich von den Reichsangelegenheiten völlig zurück, verzichtete auf jeden Widerstand gegen die Annexion des linken Rheinufers an Frankreich und bedang sich nur aus, daß Frankreich ihm für Gebietsverluste, die es dabei am Niederrhein erleiden würde, zu angemessener Entschädigung im rechtsrheinischen Deutschland verhelfen wolle.

Man hat über diesen »Verrat an der deutschen Sache« in alter und neuer Zeit viel gescholten, und es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Handlungsweise des preußischen Königs vom deutschen Standpunkt aus höchst tadelnswert war. Wenn man das Interesse des Reichs zum Maßstab nahm, hatte Friedrich Wilhelm II. allerdings, wie eine Flugschrift sagte, gehandelt wie Judas. Die Frage ist nur, ob man von ihm verlangen konnte, daß er das Interesse des Reichs zum seinigen mache. Er hätte damit etwas anderes getan als seine fürstlichen Zeitgenossen, der Kaiser an der Spitze, der im geheimen auch mit Frankreich über einen Sonderfrieden auf der Grundlage verhandelte, daß Österreich auf Belgien verzichte und in Bayern entschädigt werde. Das war im Grunde doch dasselbe wie das, was Preußen tat, nur mit dem Unterschied, daß die österreichischen Verhandlungen nicht zum Ziele führten. Der Erfolg allein war verschieden, die Gesinnung hüben wie drüben die gleiche.

In der Tat wäre es damals eine ungerechte Forderung an die preußische Politik gewesen, daß sie sich dem Gesichtspunkt des nationalen Interesses unterordnen sollte. Wo alle anderen partikularische Politik machten, den Kaiser nicht ausgenommen, da hätte Preußen allein national sein sollen? Dieser Gedanke wäre politisch einfach falsch

gewesen. Die Rolle des Vorkämpfers deutscher Nation brauchte der Preuße nicht zu übernehmen. Er konnte es auch gar nicht, seine Macht reichte dazu nicht aus. Das hatte sich ja soeben im Kriege gezeigt, der fehlschlug, weil es zwei Hauptmächte, zwei Führer statt eines gab. Ja, wenn Preußen allein in Deutschland geführt hätte, wenn Österreich zurückgetreten oder ausgeschaltet worden wäre! Aber davon war ja keine Rede, das hatte man 1790 versäumt. Da zeigt sich die dauernde verhängnisvolle Wirkung der Fehler von damals. Aus ihnen, aus der Konvention von Reichenbach und was sich an sie anschloß, ist alles weitere mit Folgerichtigkeit hervorgegangen. Man kann darum den Frieden von Basel eigentlich gar nicht mehr tadeln. Er war im Grunde unvermeidlich und schon deshalb in der gegebenen Lage das Richtige. Wie man denn überhaupt in der hohen Politik damit vorsichtig sein sollte, einen einzelnen Schritt, eine bestimmte Entschließung für sich zu tadeln, wenn sie, auch noch so sehr dazu herausfordert. In den meisten Fällen wird es nicht anders sein als im Schachspiel: wenn da eine Figur verloren geht, so pflegt das nur die Folge früherer Fehler zu sein, und es ist nicht zu verlangen, daß der Spieler diesen Verlust vermeide, wenn er die früheren falschen Züge nicht rückgängig machen kann. So war es wenigstens in Preußen im Jahre 1795. Seine damalige Politik war gewiß schlecht und unglücklich, aber sie war es nicht erst damals geworden, sondern schon seit fünf bis sechs Jahren gewesen. Nur rächteten sich die alten Fehler mit jedem Jahre mehr.

Allerdings waren die Folgen des Rücktritts Preußens vom Krieg gegen Frankreich die allerschlimmsten. Österreich hat allein an der Seite Englands noch zwei Jahre weiterkämpft, aber mit um so größerem Schaden. Als ihm das überlegene Feldherrngenie Napoleons gegenübertrat, war die Niederlage vollkommen. Schon 1797, im Frieden von Campo Formio, mußte es ebenso wie Preußen in die Preisgabe des linken Rheinufers willigen. Als es den Kampf dann nochmals wagte, brachten Napoleons und Moreaus Siege bei Marengo und Hohenlinden (1800) die Entscheidung. Der Friede von

Lunéville (1801) besiegte sie. Alles Folgende war nur seine Ausführung, und sie brachte die Auflösung des Reichs.

Gemäß den Abmachungen von Basel und Lunéville mußten die Fürsten, die durch die Abtretung des linken Rheinufers verloren hatten, entschädigt werden. Nach langen Verhandlungen endete dieses Geschäft im Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 mit einer vollständigen Umgestaltung der Karte von Deutschland. Die sämtlichen geistlichen Fürstentümer verschwanden bis auf eines, den Staat des Kurerkzanzlers, sie wurden zur Auffüllung von Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Nassau verwendet. Später erlitten auch die kleinen weltlichen Herrschaften — Grafen, Freiherren, Ritter und Städte — das gleiche Schicksal. Diese Neueinteilung der Territorien bedeutete zugleich die Zerstörung der alten Verfassung des Reiches und die tatsächliche Absetzung des Kaisers. Mit den geistlichen Fürsten verschwand die Gruppe, die noch am meisten Anlaß hatte, mit dem Kaiser zu gehen, die kaiserliche Partei. Das Reich wurde ein Bund von mittelgroßen Staaten, das Kaisertum hatte seinen Boden verloren.

In der Form waren das Beschlüsse des Reiches, in Wirklichkeit Anordnungen Frankreichs. Von der Gunst oder Ungunst Napoleons, der sich hierüber mit dem Kaiser von Rußland im allgemeinen verständigt hatte, hing es ab, ob ein Reichsstand bleiben oder zu leben aufhören und was und wieviel ein anderer bekommen sollte. Die altüberlieferte französische Politik, Lahmlegung des Kaisers durch die Fürsten, fand ihre siegreiche Erfüllung. Als Österreich sich dagegen noch einmal zu erheben versuchte, wurde es bei Austerlitz 1805 wiederum niedergeschlagen. Das Jahr 1806 brachte den Abschluß. Die vergrößerten süddeutschen Staaten erklärten ihre Souveränität, das heißt ihren Austritt aus dem Reich, und bildeten unter französischem Schutz den Rheinbund (20. Juli 1806). Österreich aber legte den römischen Kaisertitel ab — das Reich hatte aufgehört zu existieren.

Nun blieb noch Preußen übrig. Es stand jetzt scheinbar um so größer

da. Durch die Säkularisationen von 1803 hatte es mehr gewonnen als die meisten anderen, nur Badens Gewinn war noch größer. Die Einverleibung der westfälischen Stifter hatte sein Gebiet mächtig erweitert. Es hatte bisher erreicht, daß der Krieg von Norddeutschland fern blieb. Tatsächlich war also Deutschland geteilt in eine preußische und eine französische Hälfte. Das war schmerzlich, aber vom preußischen Standpunkt brauchte es kein Unglück zu sein. Bei kluger und fester Haltung konnte man noch mehr gewinnen, ganz Norddeutschland einigen und von dort aus mit der Zeit und bei günstiger Gelegenheit auch den Süden befreien. Etwas Derartiges lag geradezu in der Luft, so sehr, daß schließlich auch die preußische Regierung nicht anders konnte, als zögernd die Hand ans Werk zu legen.

Freilich war die Lage nicht ohne Gefahren. Drohte Frankreich von Westen, so Rußland von Osten. Jedes verlangte Anschluß, Beitritt zur eigenen Partei. Das erforderte Klugheit und vor allem Mut und schnelles und geschicktes Handeln. In Berlin regierte von allem das Gegenteil. Friedrich Wilhelm III., umgeben von Schwächlingen, beherrscht von Angst vor jedem mutigen Entschluß, der ihn mit der einen oder anderen Partei verfeinden und zu offenem Hervortreten hätte nötigen können, versäumte alle Gelegenheiten, verdarb es mit Napoleon, wurde von Alexander I. im Stich gelassen und mußte schließlich den Krieg allein aushalten, den er in Gemeinschaft mit anderen gescheut hatte. Ihm geschah, wie es noch jedem geschehen ist und jedem geschehen wird, der die Erhaltung des Friedens zum Selbstzweck macht: er wird gezwungen werden, Krieg zu führen, und wird den Krieg verlieren. Wer vergibt, daß alle Politik ein Kampf ist, der muß auch die Fähigkeit zu kämpfen einbüßen und, wenn er doch zu kämpfen gezwungen wird, unfehlbar besiegt werden. Dies war auch das Ende der preußischen Friedenspolitik. Unglück — die tödliche Verwundung des Feldherrn — militärische Unfähigkeit des Königs und seiner Generäle führte am 14. Oktober 1806 bei Jena zur Vernichtung des preußischen Heeres und damit

auch des Staates. Auch die jetzt verspätet einsetzende russische Hilfe konnte ihn nicht mehr retten. Im Frieden von Tilsit (1807) ward Preußen auf sein Gebiet östlich der Elbe, unter Herausgabe aller polnischen Eroberungen, beschränkt, durch Besetzungen und Kriegsentschädigungen erdrückt, seiner militärischen Rüstung beraubt. Westdeutschland rechts des Rheins wurde französisch, teils durch einfache Einverleibung, teils in Gestalt von Vasallenstaaten, des Königreichs Westfalen, des Großherzogtums Berg.

Napoleon hatte noch Schlimmères vorgehabt. Er hatte auch Preußen verschwinden lassen wollen. Nur der Widerspruch des Zaren hatte das verhindert, der einen, wenn auch schwachen Puffer, eine Art Brandmauer zwischen sich und Frankreich erhalten sehen wollte. Sonst wäre das Geschäft der Aufteilung zwischen Ost und West reinlich durchgeführt worden. Aber auch so — Deutschland als politisches Gebilde von Belang war von der Karte Europas verschwunden.

Es gab einen österreichischen Staat, aber er war aus Deutschland fast ganz hinausgedrängt. Seine Bevölkerung war zum größten Teil slawisch, magyarisch und italienisch, seine Interessen lagen überall sonst als in Deutschland. Es gab deutsche Kleinstaaten — sie waren französische Vasallen, verpflichtet zur Stellung von Truppen und Zahlung von Abgaben. Frankreich erstreckte sich tatsächlich bis zur Elbe. Die Träume der Zeitgenossen Ludwigs XIV. waren in Erfüllung gegangen, das Reich Karls des Großen war wiederhergestellt, und mit Recht trug jetzt Napoleon, dessen Werk das war, die Kaiserkrone, die er sich schon 1804 aufgesetzt hatte. Es war die deutsche Krone, die da auf Frankreich übergegangen war. Um jeden Zweifel auszuschließen, war im Königreich Westfalen wie im französischen Hamburg das Französische als Amtssprache eingeführt.

Wer die vorausgehenden Jahrhunderte kennt, wird darin nicht eine abenteuerliche Laune militärischen Zufalls sehen. Es war der Abschluß einer langen und unglücklichen Entwicklung, es lag logische Konsequenz darin. Frankreich, zum geschlossenen Nationalstaat längst herangereift, Deutschland als Staat seit Jahrhunderten seiner

Auflösung entgegengehend — wenn diese beiden einmal handgeman wurden, ohne daß rechtzeitig Hilfe von auswärts kam, so war das deutsche Schicksal besiegt.

Freilich, Schwäche und Unverstand hatten auf deutscher Seite das Ihre dazu beigetragen. Aber wann hätten diese Faktoren je im Menschenleben gefehlt? Und wann vollends in der deutschen Geschichte? Wie selten sind da doch die Ausnahmen, wo der rechte Mann am rechten Platze steht, wo das politische Talent die Führung ergreifen darf! So hätte ein Rechner im voraus sagen können: kommt es einmal zum Zusammenstoß zwischen dem gestählten Frankreich und dem zerspaltenen, zermürbten Deutschland, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß auch die letzten deutschen Figuren verloren gehen, weil die hergebrachte Unfähigkeit der Spielenden dafür sorgen wird, daß sie zur Unzeit und an falscher Stelle eingesetzt werden. Auch die Unzulänglichkeit Friedrich Wilhelms II. und III. war nichts Überraschendes. Wer die deutsche Geschichte kannte, mußte eigentlich auf so etwas gefaßt sein. Auch das lag in der Linie der Tradition und der Entwicklung.

Das historische Schicksal hatte sich erfüllt. Mit noch größerem Recht als 1648 durfte man jetzt fragen: gab es noch eine Hoffnung, eine Zukunft?